

Waldbader Tagblatt

Chronik und Anzeiger für Wildbad und das obere Enztal.

Nummer 280

Telefon 479

Samstag, den 1. Dezember 1934

Telefon 479

69. Jahrgang

Advent 1934

Advent! Ein Zauber liegt in diesem Wort, jedenfalls für viele Menschen. Nachdenkliche werden sich diesem Zauber nie ganz entziehen können. Es ist nicht nur die Erinnerung an jene reizvollen Erwartungen, in der wir Kinder die Stunden zählten und immer abends die durchlebten abrechneten, die man noch bis zum Christtag warten mußte. Es ist auch nicht nur das neue Brauchtum des Adventskranzes mit seinen vier Lichtern, so funnvoll es sein mag. Advent weckt Vorfreude im Blick auf etwas, das kommt, keine zweifelnde, unsichere Erwartung, sondern Vorfreude.

Vielleicht ist unsere Zeit überhaupt von diesem Gefühl getragen. Die völlige Erneuerung ist im Grunde Vorfreude, d. h. Glaube an das kommende Große auf Grund des erlebten Großen. Sie hat dem hoffnungslos gewordenen Volk neuen Glauben und neue Hoffnung geschenkt. Jeder bewußt Deutsche wird davon etwas verstehen und irgendwie daran teilnehmen. Und in unser aller Herzen lebt die Gewißheit: „Es muß doch einmal Frühling werden“ auch durch Stürme hindurch. Das ist auch Vorfreude.

Aber die Erwartung, die im Wort Advent ausleuchtet, ist anderer Art; auch Glaube, aber nicht völliger Glaube — obwohl mit diesem in den letzten Wurzeln zusammenhängend, — sondern Christenglaube. Und der trägt erst recht etwas von Vorfreude in sich. Freilich — wer's versteht! Ein geistvoller Arzt schreibt in einem feinen Versuch, das Christsein zu deuten: „Christus hat die Welt nicht geändert; die bleibt, wie sie ist; aber er hat die Welt überwunden und ist uns den Weg zum Vater vorangegangen. Allen, die an ihn glauben, gibt er Macht, die Welt zu überwinden und ihm auf dem Weg zum Vater zu folgen.“ Wer davon etwas versteht, der versteht Advent als Vorfreude.

Vielleicht müssen viele das neu lernen. Sie sind der Meinung, gerade das, was jener Arzt über Christus sagt, sei eine erledigte Sache, schon deswegen, weil es sich bei dieser Ueberwindung auch um die Ueberwindung von Schuld und Sünde handelt. Diese Worte scheinen ihnen nicht mehr zeitgemäß. Aber wir Lebenserfahrenen wissen, daß das ein Fehlurteil ist, das der Wirklichkeit des Lebens nicht gerecht wird. Wer das Wort „Schuld“ aus seinem Wortschatz streicht, merkt offenbar nicht, daß er damit auch den Ernst der großen Ideale einschließlich der Menschenwürde streicht. Denn „ohne ein Ideal über sich kann der Mensch im geistigen Sinne nicht aufrecht stehen“. Wer aber unter der Sonne des Ideals steht, der merkt, daß die Aufgabe unendlich ist und daß wir täglich dem fordernden heiligen Gott das Beste schuldig geblieben sind. In der Schuld liegt unsere bitterste Not, und doch wieder darin, daß wir sie überhaupt empfinden, des Menschen Würde.

Und nun versteht jeder Advent „Er kommt“. Er, der nicht bloß den Menschen erst recht die Schuld zum Bewußtsein bringt, sondern sie zugleich überwindet durch die gewaltigste, kraftvollste Tatsache, die es gibt — Gnade. Welche Fülle von Lebens- und Wachstumskräften quillt von dort her dem Menschen zu! Von da aus wird Advent, in seiner Tiefe verstanden, zur Vorfreude „Er“ wird kommen, auch zu unserem Volk. Und mit ihm kommt neue Ueberwindkraft. Er ist Herr und Meister aller Zeiten. Feiern wir Advent in dieser stillen, frohen Zuversicht und jünden wir Sonntag um Sonntag ein neues Adventslicht an als Symbol der Gewißheit: „Er kommt“.

Ernst Weich

Es zieht ein Hoffen durch die Welt
ein starkes, stolzes Hoffen;
das schließt auf der Armen Zelt
und macht Paläste offen.
und kleinste Kind die Ursach kennt:
Es ist Advent!

F. W. Kasingaer.

Wochenrundschau

Den 29. November 1934

Nun öffnen sich die Tore der wunderbaren Adventszeit für eine Welt, die sich in politischem Lärm und höchster Unruhe befindet. Die adventliche Erwartung und Hoffnung ist allerdings innerlicher Art, sie betrifft das Seelenleben der christlichen Völker und das Familienleben des deutschen Hauses. Das Geheimnisvolle der weihnachtlichen Vorfreude erfüllt die Kinderherzen. Freilich, in einer rastlos vorwärts drängenden Zeitepoche ist von dem Zauber der Adventstage sehr vieles abgefallen, was uns Älteren als eine der schönsten Kindheitserinnerungen besonders hoch und teuer ist. Die ehemals stillen heimeligen Tage sind vielfach den Erfordernissen einer nüchternen Sachlichkeit gewichen, die bestimmt wird durch eine Fülle von Aufgaben und Verpflichtungen, die uns allen heute gestellt sind im Dienste des Volksganges.

Die politische Beunruhigung in Europa steht in tristem Gegensatz mit der nun beginnenden friedvollen Advents- und Weihnachtszeit. Eine Fülle von Problemen hat zwischen den Mächten Europas Mißtrauen gesät, das schwer zu beseitigen ist. Wir selbst kennen den Lügenfeldzug, der gegen das neue Deutschland im Ausland organisiert ist und immer neue Blüten treibt. In diesen Tagen mußte von Berlin aus eine scharfe Zurückweisung der Gerüchte über Unstimmigkeiten in der Wehrmacht erfolgen. Auch die Saarfrage wird draußen noch immer benützt, um gegen Deutschland zu hetzen. Je näher wir dem Abstimmungstermin des 13. Januar 1935 entgegentreten, desto aufgeregter gebärdet sich die Emigrantepresse und ein Teil der französischen Presse. Es scheint aber, daß nun endlich das Stadium der Klärung herbeikommt, denn eine Abordnung der saarländischen Regierungskommission weist bereits in Berlin, um Verhandlungen über die Rückgliederung der Saarbeamten zu führen. Auch in Rom hat der Dreierausschuß des Völkerbundes seine Arbeiten über finanzielle und technische Abstimmungsfragen so gut wie beendet, damit in der ersten Dezemberwoche endlich der Völkerbundrat seinen Segen dazu geben kann. Erfreulich ist, daß in Frankreich allmählich die Einsicht wächst, daß die Saarfrage, wenn man die deutschen Vorschläge beachtet hätte, viel leichter gelöst werden konnte.

Die Aussprache des Führers und Reichsanzlers mit zwei Vertretern der französischen Frontsoldaten hat in Paris zunächst viel Staub aufgewirbelt. Sie muß als eine neue Gestalt des Veröhnungswillens deutscherseits betrachtet werden. Nicht nur der Führer, sondern auch sein Stellvertreter Rudolf Heß, hat dieser Tage in einer Rede den deutschen Friedenswillen unterstrichen. Adolf Hitler erklärte den französischen Frontkämpfern, daß esbarer Unfuss sei, wenn man in Frankreich behauptete, daß Deutschland einen Putsch gegen das Saargebiet vorbereite. Deutschland werde das Ergebnis der Volksabstimmung an der Saar annehmen, wie es auch ausfallen möge. Er wiederholte, Deutschland denke nicht an einen Nachkrieg zur Rückeroberung Elsaß-Lothringens. Zwischen den Frontkämpfern beider Länder, die wüßten, was ein Krieg bedeutet, würde eine ehrliche Verständigung noch am ehesten möglich sein. Den französischen Rüstungsfanatikern paßte dies natürlich nicht in den Kram. So kam es, daß der alte Deutschenhasser Franklin-Bouillon einen Zungen der Unterredung mit Hitler, den Abg. Goy, zum Duell forderte, das aber hernach durch Ehrenerklärungen wieder ausgeschaltet wurde.

In Paris treibt man nun, nachdem das Spiel mit der französisch-sowjetrussischen Militärentente, über die Archim-baud in der Kammer vorzeitig ausgeplaudert hatte, die europäische Beunruhigung weiter. Man hat den rumänischen Außenminister Titulescu und seinen türkischen Kollegen Nuschki Bey empfangen und neue Fäden zur Südost-europa-politik gesponnen. Pariser Blätter wollten bereits vom Abschluß eines französisch-türkischen Hilfeleistungspaktes sprechen. Aber das wäre bei der südslawisch-ungarischen Spannung und bei den französisch-italienischen Annäherungsversuchen zu gefährlich gewesen. Die Gerüchte von Truppenansammlungen an der jugoslawisch-ungarischen und österreichisch-jugoslawischen Grenze wurden natürlich dementiert, denn offiziell ist die Welt auch im Donaubecken grundsätzlich ruhig. Aber die scharfe Sprache Jugoslawiens in seiner Anklage gegen Genf hat den Großmächten schwerstes Kopfschmerzen bereitet. Schon die Vermittlungsversuche Lauals in der Vorwoche in Genf deuteten darauf hin. Nun hat Belgrad eine ausführliche Begründung für seine Anklage gegen Ungarn eingereicht und Ungarn hat alsbaldige Behandlung der den Frieden Europas bedrohenden Klage gefordert. Dabei fand es die Unterstützung Italiens. Oesterreich ist wohl der dritte im Bunde, der Ungarn bei dem überaus scharfen Angriff Südslawiens zu verteidigen sucht, denn sonst wäre nicht der ungarische Ministerpräsident Gömbös innerhalb eines Monats zum zweitenmal nach Wien gefahren und hätte mit den österreichischen Staatsmännern verhandelt. Vor der Oeffentlichkeit freilich täuschte man nur einen Jagdausflug vor. Aus diesen Vorgängen ist es ersichtlich, daß man in Paris und London vorsichtig geworden ist und alle Leitungen spielen läßt, um die störend aussehende Streitfrage zwischen Südslawien und Ungarn zur Behandlung vor dem Völkerbundrat bis zum Januar 1935 zu verlagern. Aber es scheint ungewiß, ob es nicht am 7. Dezember in Genf zu einem Plätzen der Bombe kommt, die von Südslawien geworfen, von Ungarn zusammen mit Italien aber aufgefangen wurde.

Die Kleine Entente unter Führung des tschechischen Außenministers Beneß hat sich voll hinter den Bundesgenossen Belgrad gestellt, verübelt sie doch Ungarn, daß es sich nicht dem Dreierverband so hartnäckig verweigert und daß es sich nicht in französisches Schlepptau begibt. Zu all diesen Problemen kommen noch die Bemühungen der Russen, eine französische Militäralianz zu erreichen. Auf Umwegen über den Ostpakt erstrebt man die Stärkung der französischen Vorherrschaft im Osten. Eine Pariser Note nach Warschau ist so verständlich gehalten, daß Paris die Hoffnung hegt, man werde mit Polen wieder zu einer Aufrüstung des in Brüche gegangenen Bündnisses gelangen. Dabei sind die Angeln so weit geworfen, daß auch Deutschland in das Netz der Ostpolitik einbezogen werden soll. Eine Veröffentlichung der französischen Note nach Warschau ist aber nicht erfolgt. Die ablehnende Haltung Deutschlands gegen den Ostpakt ist bekannt. Die deutschen außenpolitischen Aufgaben liegen zunächst im Westen. Die Vertragssicherung im Osten genügt für den Augenblick.

London steht in vielfacher Hinsicht im Mittelpunkt des europäischen Geschehens. Die Hochzeit des jüngsten Königs-ohnes Georg mit der Prinzessin Marina von Griechenland, die die englische Oeffentlichkeit ganz in Anspruch nahm, hat nicht darüber hinwegtäuscht, daß in der Politik mit hohen Karten gespielt wird. Die Flottenbesprechung sind festgefahren, Japans Widerstand gegen Zugeständnisse in der Flottenfrage versteift sich, eine Ründigung des Washingtoner Abkommens durch Japan ist

Ein Volk tritt an

Ein Roman vom neuen Deutschland
von Paul Hain.

Radbruch verboten.

Er liest und das Blut steigt ihm ins Gesicht. Also nur ein Freund, dieser Schmerzow? Ein Freund — in der Not! Die Augen brennen ihm. Ist es Glück? Neue Hoffnung? Lieber Gott, laß diese Zeiten Wirklichkeit sein! bebt sein Herz und seine Hand hält den Bogen Papier fester. Seine Augen trinken die Worte:

„Gerade hier, in dieser Gegend, wo man Erde und Himmel so sehr viel näher ist, als in der Stadt, wo einem Luft und Wind den Kopf — und wohl auch das Herz! — so rein und klar machen, ist es mir zur Gewißheit geworden, daß man sein Herz nur einmal und dann nie wieder verschenken kann.“

Er läßt den Brief sinken.

In seinem Blick ist ein starker Glanz.

„Holm!“

„Herr von Bergholt?“

Heinz streckt ihm die Hand entgegen. Zögernd schlägt Max Holm ein. Die Knie zittern ihm leicht.

„Sagen Sie mir — die Adresse von Urjel, bitte!“

Holm nickt sie.

„Es ist gut, Holm. Es ist vielleicht — noch nicht zu spät.“

Und dann kommt es leidenschaftlich von seinen Lippen:

„Wissen Sie denn, Mann, wie sehr ich Urjel geliebt habe? Wie sehr ich sie liebe!“

Die Röte steigt ihm bis in die Stirn.

„Gehen Sie, Holm. Nein, warten Sie, ich komme mit. Bis zum Tor.“

Er haßt ihn unter — so schreiten sie über den Hof.

Am nächsten Sonnabend fährt er auf zweitägigen Urlaub.

„Es hat geklingelt, Tante Urjel“, sagt die kleine Erika

und strampelt vergnügt mit den Beinen in dem reizenden Schloßanhang, den ihr Urjel eben übergezogen hat. Denn es heiß jeß Mittagsschlaf halten. Horst liegt bereits im Bett.

„Hopp“, sagt Urjel, und mit einem feinen Schwung fliegt auch Erika in ihr Nest.

„Es klingelt schon wieder“, kräht sie vorwurfsvoll.

Urjel wirft den beiden noch eine Kuhhand zu und eilt aus dem Kinderzimmer. Es klingelt wirklich schon wieder. Daß nur nicht die Frau Sanitätsrat aufwacht, die sich vor einer halben Stunde auch ein bißchen hingelegt hat!

„Ich komme ja schon“, sagt sie leise vor sich hin und eilt den Korridor entlang.

Wie eine sehr junge und anmutige Frau sieht sie in der weißen Hauschürze aus, mit dem von Erikas Patschhänden noch ein wenig zerzausten Haar. Nun öffnet sie. Etwas vorsichtig, wie es ihre Art ist. Nur gerade spaltbreit.

Ein Herr steht draußen. Sie kann ihn durch den Spalt nicht genau erkennen und fragt schon:

„Sie wünschen?“

„Dich!“ sagt der Herr, drückt mit einem Ruck die Tür auf und steht auf der Schwelle.

Ein leiser, hilfloser Ausruf.

„Heinz!“

Er streckt beide Hände aus, sie steht mit hängenden Armen und starrt ihn an. Es verschlägt ihr die Stimme.

„Du —“ stammelt sie nur. Ihre Augen sehen ihn ganz groß und glänzend an. Ich schlafe — ich träume — denkt sie, ein Zittern läuft durch ihren Körper, die Knie werden ihr schwach — gerade noch fängt Heinz sie auf und zieht sie in den Korridor. Beide drückt er die Entreetür zu.

So stehen sie eine Weile in der Dämmerung des Flurs. Ihre Atemzüge fließen ineinander — jedes hört des andern Herzschlag. Urjels Gestalt strafft sich wieder in Heinz Arm. Er läßt die Hände sinken.

„Ich muß dich sprechen, Urjel“, bittet er leise. „Ich komme — geradewegs vom Arbeitslager — vom Bahnhof gleich zu dir —“

Seine Worte überhaften sich.

„Komm!“ flüstert Urjel.

Sie geht ihm voran und öffnet die Tür zu ihrem Zimmer. Es ist ein kleiner, heller, froher Raum. Am Ofen steht ein Nähtischchen, ein bequemer Damensessel mit einem knallroten Kissen, ein kleiner runder Tisch, den eine Base mit bunten Strohblumen schmückt.

„Urjel —“

Nun erst sehen sie einander im hellen Licht an. Zwei Menschen, in denen eine verhaltene Erregung und eine unbeschreibliche Freude wühlt.

„Was — was willst du wissen, Heinz?“ klingt Urjels leise, weiche Stimme.

Er steht vor ihr, die Arme an sich gepreßt. Der ganze, ihm so wohlvertraute langentbehrte Reiz ihrer Erscheinung hält ihn gefangen. Da ist Urjel, seine Armlänge von ihm entfernt. Auf diese Stunde hat ein Rest Hoffnung in ihm wohl immer gewartet. Etwas überstürzt kommt es von seinen Lippen:

„Was ich wissen will? Urjel — ob das noch wahr ist, was du deinem Bruder geschrieben hast — daß du dein Herz nur einmal verschenken konntest —“

Sie schließt einen Augenblick lang die Augen.

„Was weißt du von dem Brief?“

„Alles — und noch viel mehr —“

Sie schlägt den Blick zu ihm auf. Ein ganz feines, zartes Lächeln legt sich um ihren Mund.

„Es wird wohl wahr sein, was ich schrieb, Heinz. Aber — was bist mir das?“

„Urjel!“

Es ist etwas Sonderbares um junge Menschen. Sie überwältigen eine komplizierte Situation zumeist nicht mit einer bedachtvollen, überlegten Beseitigung aller Schwierigkeiten und Hindernisse, sie überspringen sie einfach mit leidenschaftlicher Kraft und sind schon am Ziel, bevor noch alles hinter ihnen in Reih und Glied geordnet ist, und dann erst „räumen sie auf“.

(Fortsetzung folgt.)

kaum mehr zu vermeiden. Ein französisch-russisches Militärbündnis mit Spitze gegen Deutschland — so meint man in England — könnte Japan und Deutschland zueinander treiben. Darum ist die Haltung Englands in der Flottenfrage nicht eindeutig. Nur Amerika hat erklären lassen, daß es Japan die gleiche Flottenstärke nicht zubilligen werde. Paris aber scheint es wieder verstanden zu haben, den englischen Freund zu befähigen, wenigstens hinsichtlich der Entente mit Rußland.

Um die Rüstung Englands zur vollen Aufrüstung zu gestalten, mußte Deutschland herhalten. Die Verhandlungen des Unterhauses über den Antrag des früheren Schatzkanzlers Churchill auf Erhöhung der britischen Rüstungen, insbesondere der Luftstreitkräfte, sind Beweis dafür. Die angebliche Wiederaufrüstung Deutschlands beherrschte in einer Art und Weise das englische Parlament, die deutlich werden ließ, daß man einen Vorwand suchte, um die eigene Aufrüstung zu begründen. Tenor aller Reden war, daß Großbritannien Luftstreitkräfte unter allen und jeden Umständen wesentlich stärker sein müßten als die deutschen. Wenn Baldwin vom Regierungstisch aus auch erklärte, daß für England kein Notzustand bestehe, weil die deutsche Luftflotte nur 50 Prozent der großbritannischen betrage, so wünschte er doch vorausschauend die Aufrüstung. Merkwürdig, wenn man sich daran erinnert, daß die französische Flugzeuge von Nordfrankreich aus in weniger als einer halben Stunde die britische Hauptstadt heimlich einfliegen können, während der Anmarsch deutscher Flugzeuge immerhin Stunden in Anspruch nimmt. Dabei muß sich die britische Regierung von Lloyd George sagen lassen, daß Frankreich gegenwärtig für einen großen Krieg besser gerüstet ist, als es im Jahr 1914 war und daß das französische Heer aus den eigenen Befestigungen einbrechen kann, während den Deutschen es unmöglich sein dürfte, diese Befestigungen an der französischen Ostgrenze zu durchbrechen. Ueberdies hat Frankreich ein Heer von über vier Millionen ausgebildeter Reservisten mit Schusswaffen bereit, während der britische Außenminister selbst zugeben mußte, daß Deutschland nur die Umstellung seines Heeres von 100 000 auf 300 000 Mann betriebe. Wenn etwas über die mit Hege und Neid gepichteten Ausführungen im englischen Parlament wegzulassen kann, so ist es der Aussehen erregende Vorgang, daß die britische Regierung ihre Parlamentserklärung zu dieser Aufrüstungsfrage auf diplomatischem Weg zuvor in Berlin, Rom und Washington bekannt gab. Der englische Steuerzahler hat durch diese Rüstungsdebatte jedenfalls das notwendige Verständnis erhalten für die geplante Aufrüstung Englands und über die aufzubringenden Mittel. Die Regierung hat das entwaffnete Deutschland zum Vorbild genommen, während vor kurzem noch die Lage im Fernen Osten und die Verhältnisse in den Dominien als Grund für die Rüstungserhöhung geltend gemacht wurde. Die Ankündigung des britischen Außenministers einen neuen Versuch über eine Rüstungsvereinbarung einzuleiten, entspricht der englischen Politik, die immer noch vom Völkerbund alles Heil erwartet. Die deutsche Zustimmung hierzu kann nur durch Anerkennung der völligen Gleichberechtigung erreicht werden.

In Prag haben die Vorgänge an der deutschen Universität und der Raub der alten Insignien enthüllt, daß die Gegenläufe im Innern der Tschechoslowakei nach wie vor groß sind. Die Unterdrückung des Deutschtums mit seinen 3,5 Millionen Menschen durch die sechs Millionen Tschechen, wozu noch drei Millionen Slowaken kommen, ist durch die Vorgänge um die deutsche Universität in Prag eindeutig erwiesen. Der tschechische Nationalitätenstaat ist 1918 aus dem Haß gegen das Deutschtum entstanden. Die wirtschaftlichen Schwierigkeiten der Gegenwart haben nun zu neuem Ausbruch des Deutschenhasses geführt. Der deutsche Charakter der Prager Universität, die von Karl dem Vierten gegründet wurde, kann nicht ausgegiltet werden. Die Tschechen freilich, die erst seit 1882 in Prag eine Universität haben, müßten nicht nur die deutsche Hochschule, sondern auch die Stadt Prag enteutschen. Der künstlich zusammengefügte tschechische Staat kann aber seine Arbeit nur dann verrichten, wenn er die ehrliche Gemeinschaft der Interessen seiner Nationalitäten wahr. Hinter diesem Kulturkampf steht der Wirtschaftskampf gegen die jüdisch-deutsche Industrie, eine der stärksten Steuerquellen des tschechischen Staates.

Die Fäden zwischen Paris und Moskau

Das Rästelraten ums russisch-französische Militärbündnis geht lebhaft weiter — Neue politische Gruppierungen

Von Dr. Alfred Dirls.

Die französische Kammer nahm kürzlich nach lebhafter Debatte den neuen Heereshaushaltsplan an. Im Verlauf der Besprechungen stellte Kriegsminister General Martin unter anderem fest, daß die einjährige Heeresdienstpflicht in Frankreich vorerst nicht verlängert werden solle, es sei denn, daß die Verhältnisse eine Änderung unerlässlich machen würden. Wenn ein französischer Minister oder Politiker von außenpolitischen Verhältnissen spricht, ist zurzeit fast immer von einem deutschen Angriff auf französisches Grenzgebiet die Rede. Man versucht französischerseits in der ganzen Welt den lächerlichen Eindruck zu erwecken, als seien alle Bemühungen Deutschlands lediglich auf die Entfestigung eines Vergeltungskrieges gegen seinen westlichen Nachbarn gerichtet. „Wir müssen auf der Hut gegen einen Angriff ohne vorhergehende Warnung sein“, sagte Martin und malte damit die Gefahr eines deutschen Luftangriffes an die Wand.

Die Ausführungen des Kriegsministers wurden indessen durch die sensationellen Erklärungen des Abgeordneten Arhimbaud in den Schatten gestellt, der unverblümt ein gegen Deutschland gerichtetes russisch-französisches Militärbündnis, das bereits Wirklichkeit sei, als den besten Garant für die Befriedung Europas anpries. „Rußland“, so sagte er wörtlich, „besitzt eine große und wohlausgerüstete Armee, die eine wichtige Verstärkung zur Erhaltung des Friedens bedeutet, wenn diese Armee Frankreich im Falle eines Konfliktes mit Deutschland zur Verfügung gestellt wird. Man mag es beklagen, daß man schon zwanzig Jahre nach Ausbruch des Weltkrieges zur alten Gleichgewichtspolitik zurückkehrt, doch ist dies nicht die Schuld Frankreichs.“ Dabei weiß nachgerade alle Welt, daß einzig und allein Frankreich es gewesen ist, das durch seine Halsstarr-

rigkeit, sein Pochen auf angemaßte Rechte, hergeleitet aus den Bestimmungen eines erzwungenen Diktatfriedens, Europa und die Welt immer wieder durch sein eigenes Verhalten zur Aufrüstung getrieben hat.

Kun wäre es zweifellos voreilig, aus den sensationellen Worten eines französischen Kammerabgeordneten bereits auf die unumstößliche Tatsache einer russisch-französischen Militärrallanz schließen zu wollen. Daß Verhandlungen zwischen Vertretern der Generalität beider Länder im Laufe der letzten Monate stattgefunden haben, steht fest. Wie weit diese geheim geführten Besprechungen inzwischen gediehen sind, entzieht sich vorerst der öffentlichen Kenntnis. Wenn jüngst eine Zeitung wie „Deuore“ die heutige französische Außenpolitik vor die Wahl stellte, sich entweder für ein französisch-russisches Bündnis oder für den noch immer nicht unter Dach und Fach gebrachten Ostpakt zu entscheiden, so spricht aus dieser Fragestellung ein Gefühl besonderer Unsicherheit, von dem heute die nervösen Maßnahmen des Quai d'Orsay hauptsächlich beherrscht werden. Noch immer befinden sich die von Barthou seinerzeit eingeleiteten Verhandlungen über einen osteuropäischen Sicherheitspakt im Fluß, wogegen auch auf diesem Sondergebiet die Erfolge Frankreichs zunächst als recht bescheiden angesehen werden müssen.

Mit stillschweigender Einwilligung der Sowjets unternimmt Frankreich zurzeit den wahrscheinlich letzten Versuch, Polen für die von Barthou eingezeichneten Ostlocarno-Ziele zu gewinnen. In einer der letzten französischen Ministerratsitzungen nahm Außenminister Laval absichtlich sehr ausführlich zu der französischen Antwortnote an Bolen betreffs der Ostpaktpläne Stellung. Die Antwort bezieht sich auf die polnische Note vom 27. September dieses Jahres. Danach sollten die Garantien des Ostpaktes weder für die polnisch-tschechische noch für die polnisch-litauische Grenze Gültigkeit haben, sollte der Pakt selbst nur dann Wirksamkeit erlangen, wenn Deutschland ihm beiträgt.

Wie verlautbart, soll sich die französische Regierung, beherrscht von der Sorge, eine weitere Annäherung Polens an Deutschland unter allen Umständen zu vermeiden, zu gewissen Zugeständnissen gegenüber den polnischen Forderungen bereit erklärt haben. Es hat jetzt den Anschein, als wolle man auf Wunsch Warschaws die Tschechoslowakei nicht in die ursprünglich beabsichtigte Ostpaktkombination miteinbeziehen und auch Litauen in nächster Zeit eine Sonderstellung außerhalb des Paktes zuweisen.

Noch immer verfolgt man in Paris mit größtem Mißtrauen alle Selbständigkeitsregungen der polnischen Außenpolitik. Bisubstanz Haltung ist gerade im Quai d'Orsay scharfer Kritik ausgesetzt. Polens Annäherungsversuche an Ungarn, die kürzlich ihren bezeichnenden Ausdruck in dem Besuch des ungarischen Ministerpräsidenten Gömbös in Warschau fanden, haben die Franzosen ebenfalls verstimmt. Der „Temps“ bezeichnete nachgerade die engere Fühlungnahme Warschaws zu Berlin und Budapest, den stärksten Zentren der revisionistischen Politik in Europa, als polnische „Selbstmordpolitik“. Ueberhaupt scheint in den Augen französischer und englischer Diplomaten das europäische Gleichgewicht wieder einmal auf das empfindlichste gestört. Bisher war die westöstliche Bündnispolitik für Frankreich das historische Gegeben, wie früher für Deutschland eine nord-südliche, etwa in der Form des von Bismarck geschaffenen Dreibundes. Heute aber glaubt man in Paris an die Verwirklichung einer neuen politischen Gruppierung Rom-Budapest-Warschau. Hier die erforderliche Klarheit zu schaffen, und zwar Polen gegenüber nötigenfalls mit dem Druckmittel eines französisch-russischen Militärbündnisses, ist zurzeit einer der dringlichsten Aufgaben der französischen Außenpolitik. Daß man in Moskau mit den bisherigen Ergebnissen dieser Quertreibereien nicht unzufrieden ist und sie geschäft für die Verfolgung eigener Ziele auszuwerten trachtet, liegt auf der Hand.



Den 1200 im Weltkrieg gefallenen Eisenbahnern aus dem Reichsbahndirektionsbezirk Halle wurde in Halle das im Bilde wiedergegebene, aus Eisenbahnkreisen selbst stammende Ehrenmal errichtet.

Die Kulisse des Ostpaktes

Verhleierte machtpolitische Ziele Frankreichs

Es ist, wie sich immer deutlicher zeigt, in Paris doch recht peinlich empfunden worden, daß Arhimbaud, der Berichterstatter des Heeresauschusses der Kammer, mit seinen Enthüllungen über die französisch-sowjetrussische Entente unzeitgemäß vorgeprellt. Der Mann, dem in seiner Eigenschaft als Kommissionsreferent doch sicherlich die Einsicht in allerhand Dokumente zur Verfügung stand und der sich auch sonst informiert haben wird, ehe er seine selbst in der jetzigen Abwägung noch sensationelle Äußerung von der Kammertribüne herab tat, hat der offiziellen französischen Ko-

litt das Konzept ein wenig verdorben. Sie hält sicherlich auch unter Laval an der engen Verbindung zwischen Paris und Moskau fest. Aber es war schon die Absicht Barthous, bevor die völkerrechtliche Kulisse eines regionalen Ostpaktes aufzubauen, die den Rückfall in das System der Vorkriegsallianzen verschleiern und, genau gesehen, dieses Allianzsystem noch erweitern sollte.

Der „Temps“ bemüht sich denn auch, das Projekt des Ostpaktes noch einmal in einem ausführlichen Leitartikel als das die französische Ostpolitik beherrschende darzustellen, es als eine der interessantesten Initiativen der französischen Diplomatie zur Sicherung des Friedens zu preisen und — vorzichtshalber allerdings mit dem Vorbehalt: „beim gegenwärtigen Stand der Dinge“ — eine besondere französisch-russische Entente militärischen Charakters abzustreifen. Aus dem „einfachen Grunde“, weil eine derartige Allianz mit dem Ostpakt für gegenseitige Hilfeleistung unvereinbar wäre. Dieses letztere Eingeständnis ist immerhin interessant und man sollte es sich vormerken.

Was aber nun den Ostpakt selbst anbetrifft, so bemüht man sich am Quai d'Orsay ja eben wieder angelegentlich, Bolen, das den Barthou'schen Plan bekanntlich verwarf, durch Eingehen auf seine Einwendungen doch noch für sich zu gewinnen. Die neue Note Laval's ist inzwischen in Warschau übergeben worden. Sie wird nicht veröffentlicht werden. Aber man glaubt zu wissen, daß beispielsweise die polnischen Bedenken gegen eine Garantie der litauischen Grenzen, erhoben deshalb, weil Litauen selbst sie ja noch nicht als endgültig anerkennt, berücksichtigt werden sollen. Ebenso soll die Tschechoslowakei, deren politische Gegenläufe zu Polen ja nicht zu bestreiten sind, nicht in den Ostpakt einbezogen werden. Auch der deutsch-polnische Jahnjahresvertrag wird als eine der für die osteuropäischen Verhältnisse grundlegenden Abmachungen anerkannt. Im übrigen bemüht sich die französische Presse, voran dem „Temps“, Warschau klar zu machen, daß seine Bevorzugung zweiseitiger Verträge doch ein Irrtum sei, und daß für die Sicherung des Friedens umfassende regionale Abmachungen von der Art, wie der Ostpakt sie vorsieht, das Bessere wäre.

Wir wissen nicht, wie Polen sich zu dieser neuen Werbung für den französischen Plan stellen wird. Aber es darf vielleicht auf einen Widerspruch in der französischen Haltung aufmerksam gemacht werden. In Paris lehnt man eine Parallele mit dem Vertrag von Locarno, der ein Garantieabkommen für die Westgrenzen ist, ab und unterstreicht den Charakter des Ostpaktes als eines weiter ausgreifenden Vertrages zur gegenseitigen Hilfeleistung. Wenn es sich dabei aber wirklich um eine lediglich die osteuropäischen Verhältnisse stabilisierende regionale Abmachung handeln soll, dann ist nicht recht einzusehen, was Frankreich, das ja keine unmittelbaren Interessen in Osteuropa zu schützen hat, in dieser Kombination zu tun hat. Schon der Umstand, daß es sich selbst hier in eine ihm regional fernliegende Angelegenheit einschaltet, deutet darauf hin, welche eigentlichen Absichten mit dem Ostpakt verfolgt werden. Er stellt sich immer mehr als der Versuch dar, Polen, dessen man auf Grund des französisch-polnischen Militärbündnisses nach der neueren Entwicklung der Dinge nicht mehr ganz sicher zu sein glaubt, in die französisch-russischen Bindungen, die nach der Offenherzigkeit Arhimbauds doch in irgendeiner Form bestehen, einzubeziehen. Der Ostpakt nach französischer Konzeption würde, auch nach den Polen gemachten mehr technischen Zugeständnissen von einem Bündnis und einer den Westen und den Osten des Erdteils zusammenklammernden politischen Blockbildung kaum noch zu unterscheiden sein. Dagegen aber werden sicherlich auch in Warschau die entscheidenden Bedenken bestehen. Nachdem Polen lange Zeit auf Grund des Bündnisses mit Paris mehr als Anhängsel der französischen Politik denn als selbständiger Bündnispartner gewertet wurde, hat es sich in den letzten Jahren zulehens emanzipiert und seine besonderen Interessen durch zweiseitige Verträge, vor allem den mit Deutschland und den Nichtangriffspakt mit Rußland, gesichert. Man wird nicht wünschen, nun auf dem Umwege über den Ostpakt in eine neue Machtkombination eingespannt zu werden, in der die Lage Polens gegenüber Frankreich auf der einen, Sowjetrußland auf der anderen Seite, gewiß nicht an Bewegungsfreiheit gerade gewinnen würde, zumal irgendwelche Sonderabmachungen zwischen diesen beiden Mächten, die zweifellos bestehen, ihnen von vornherein ein Uebergewicht sichern.

Indien bekommt eine neue Verfassung

Die wichtigste Ankündigung der englischen Thronrede Die ganze englisch geschriebene Presse der Welt ist sich heute darüber einig, daß der wichtigste Punkt der englischen Thronrede, die der König am 20. November bei der Eröffnung der Winter-session des Parlaments verlas, die Ankündigung einer neuen Verfassung für Indien ist. In der Geschichte des englisch-indischen Ausgleichs wird deshalb dieser Tag seine geschichtliche Bedeutung behalten. Welche Wichtigkeit man vor allem in England selbst der indischen Verfassungsreform beilegt, zeigt die Mitteilung der englischen Rundfunkgesellschaft, daß in der Zeit vom 1. Januar bis zum 5. Februar des nächsten Jahres nicht weniger als zwölf bekannte und führende englische Politiker über dieses Thema sprechen werden. Als Erster soll der Staatssekretär für Indien, Sir Samuel Hoare vor dem Mikrophon erscheinen, als Vortrager der Präsident des Geheimen Staatsrats, Baldwin Typisch für die englische Auffassung des Begriffes „Fairness“ ist die Tatsache, daß auch Gegner der Verfassungsreform im Rundfunk sprechen werden, so z. B. Winston Churchill und der ehemalige Oberkommissar von Ägypten, Lord Lloyd.

Außerhalb des englischen Reiches ist man im allgemeinen nur oberflächlich über den Stand der Dinge in Indien unterrichtet. Man hat wohl etwas von Gandhi gehört, seinem Spinnrad und seinem Salzfelzug gegen das Monopol der Regierung und weiß im übrigen nur, daß der Streit um die Selbstverwaltung Indiens geht, das den übrigen englischen Dominionen gleichgestellt werden will. Der Streit zwischen Engländern und der eingeborenen Bevölkerung währt seit der Zeit, da die Engländer Indien besetzten. Bis zum Weltkrieg haben die Auseinandersetzungen keine gefährlichen Formen angenommen, zumal die Zeiten der großen Aufstände längst vorüber sind. Als aber die englische Heeresverwaltung im Laufe des Krieges immer mehr Truppen aus Indien für die Westfront, besonders aber zur Verteidigung Ägyptens und Mesopotamiens benötigte, wuchs das Selbstgefühl der Inder und mit ihm der Anspruch auf eigene Verwaltung. Bereits 1917/18 wurde eine neue Verfassung durch den Bischof Lord Chelmsford ausgearbeitet und 1919 eingeführt. Aber sie konnte trotz der geschäftigen Politik des Bischofs Reading die immer stärker anwachsende nationale Opposition nicht befriedigen. Die Moslems einigten sich mit den Hindus, deren Führer Gandhi allmählich

zum nationalen Symbol geworden war. Im Dezember 1929 stellte Gandhi auf dem Nationalkongress zu Lahore eine Art Ultimatum, das die sofortige Gewährung einer vollen Selbstregierung für Indien forderte. Die von ihm eingeleitete große Protestkundgebung wurde 1930 durch seine Verhaftung und die einer Reihe anderer Führer vereitelt. Die vom britischen Parlament 1928 entsandte Untersuchungskommission unter Sir John Simon legte im Sommer 1930 einen allgemein gehaltenen Vorschlag für eine weitere Verfassungsreform vor, der Vizekönig Lord Irwin trat offen für die Gewährung der Dominion-Verfassung ein. An der unter dem Vorsitz von Macdonald in London tagenden Round-Table-Konferenz (12. November 1930 bis 20. Januar 1931) nahmen nur Vertreter der indischen Fürsten und der gemäßigten Nationalpartei teil, die radikalen Nationalisten blieben ihr fern. Zu einem praktischen Ergebnis führte die Konferenz nicht, doch wurde der englische Vorschlag, eine dem Parlament verantwortliche Regierung in Indien einzuführen, wobei der britische Vizekönig die Verfügung über die Armee und die Entscheidung über außenpolitische und finanzielle Fragen erhalten sollte, angenommen. Eine bundesstaatliche Zusammenfassung der indischen Fürstentümer mit Britisch-Indien wurde abgelehnt.

Zwei Jahre hat England gewartet, ob die Parteien und Gruppen, in die das indische Volk zerfällt, sich über die Verteilung der Parlamentsmandate einigen konnten. Da dies nicht der Fall war, okkupierte Macdonald im Jahre 1932 eine Verfassung, in der für die Provinzparlamente eine Mandatstabelle festgelegt wurde, und die auch den Frauen eine Sondervertretung gab. Diese Verfassung Macdonalds berücksichtigt die Mehrheitsverhältnisse der einzelnen Gruppen in jeder Provinz. In einigen Provinzen sind es die Hindus, in anderen die Mohammedaner. Selbstverständlich können auch die Minderheiten sich an den Wahlen beteiligen. Die Verfassung gab den indischen Nationalisten die Möglichkeit, sich neu zu organisieren. Sie traten im Sommer dieses Jahres mit einer neuen Parole auf. Gandhi und eine Reihe anderer Führer der früheren Jahre wurden immer mehr beiseite geschoben. Die eigentlichen Führer sind Ansari und der frühere Bürgermeister von Kalkutta, Dr. Bhuban Chandra Roy. Dank ihrer geschickten Agitation gelang es ihnen, bei den Wahlen eine wenn auch knappe Mehrheit im indischen Parlament zu erringen.

Diese Tatsache bildet offensichtlich den Schlüssel zu der Antinomie der neuen Verfassung. England ist stets ein fühler und nüchternen Rechner gewesen. Wenn auch nach der Ueberzeugung der Mehrheit der englischen Staatslenker Indien noch nicht völlig reif sein dürfte, die volle Gleichstellung mit den übrigen Dominionen zu erhalten, gibt doch die Tatsache, daß die Nationalisten die Mehrheit im Parlament errungen haben, den Anlaß zu einer Verfassungsreform, die der inzwischen erfolgten Entwicklung Rechnung trägt. Eine völlige Gleichstellung ist schon aus dem Grunde nicht möglich, als es in Indien ebenso viele Probleme wie Menschen gibt. Man muß sich immer wieder in das Gedächtnis zurückrufen, daß Indien nach China an der Spitze sämtlicher Länder der Erde steht. Es wird von 562 unabhängigen Staaten gebildet, von denen 52 unter Mahadajahs stehen. Die Bevölkerung betrug nach der letzten Volkszählung 353 Millionen, also fast sechsmal so viel Einwohner wie in Deutschland. Indien ist auch heute noch ein nahezu unüberschaubares Chaos, das nur langsam Schritt für Schritt in ein geeinigtes und geordnetes Staatswesen überführt werden kann.

Türken bekommen Familiennamen

Daß die moderne Türkei dank der tatkräftigen Initiative Kemal Paschas die völlige Angleichung an die westliche Zivilisation erstrebt, ist bekannt. Schon vor einigen Jahren wurde die bisherige türkische Schrift durch die lateinische Buchstaben ersetzt. Eine Fülle weiterer Bestimmungen, die tief in das persönliche Leben des Osmanen eingriffen und jahrhundert alte Traditionen einfach über den Haufen warfen, haben diesen Verschmelzungsprozeß beschleunigt. Gewissermaßen die Krönung stellt nun das vom türkischen Parlament verabschiedete Gesetz über die Annahme von Familiennamen dar, dem bereits ein Erlass des Innenministers über die sofortige Einführung von Familiennamen bei Beamten gefolgt ist.

Damit treten nun auch die Türken in den Kreis der Völker, die eigentliche Familiennamen zur Unterscheidung der Individuen führen. Familiennamen sind das besondere Kennzeichen der europäischen Völker. Sie haben in den Jahrhunderten der Kolonisation der Welt diese Gepflogenheit überall hin verbreitet. Dennoch gibt es heute noch ungezählte Millionen von Menschen auf Erden, die nur den individuellen Vornamen führen, aber nicht durch einen Familiennamen sich geschlechterartig oder sonstwie voneinander abgrenzen.

Die Bekenner des Islams, zu denen die Türken zum allergrößten Teil zu rechnen sind, verwenden teils ererbte Namen, teils aus der Bibel entlehnte, teils künstliche Neubildungen, die in der Regel aus den Ueberschriften von Koranversen entnommen sind. Zu diesen tritt der Name des Vaters, mit dem der Eigename durch die Bezeichnung von gleich Sohn hergestellt wird. Allerdings ist es sehr häufig zu beobachten, daß diese Sohnesbezeichnung dann zum Hauptnamen wird. Umgekehrt kann dem Sohn wieder die Bezeichnung Abu gleich Vater beigelegt werden, sobald schließlich, wie sich begreifen läßt, allmählich ein fürchterliches Kamendurcheinander entstanden ist. Die Beifügung des Heimortes hat die Unterscheidung nicht allzusehr erleichtert, weil es auch in der Türkei viele Ortschaften des gleichen Namens gibt. Die Mädchen führten neben dem eigenen Namen bis zu ihrer Verheiratung den Namen des Vaters und dann den des Mannes.

Man hat sich bisher damit zu helfen gesucht, daß die Kinder nach ihrem Eintreten in die Schule eine laufende Nummer erhielten, die sie bis zum Schulabgang beibehielten, auch wenn die Zahl der Ahmeds oder Omars sich inzwischen verändert hatte. Diese Schul-Zahl wurde in der Regel auch noch im späteren Leben verwendet, z. B. beim Militärdienst oder Erlehnungsdienst. Gerade hierbei kann übrigens der türkischen Polizei die Anerkennung nicht versagt werden, daß ihr in verhältnismäßig wenigen Fällen die Ausfindigmachung eines gesuchten Verbrechters nicht gelingt, obwohl doch die Fülle der gleich gearteten Namen die Feststellung sehr erschwert.

Es ist den Türken nicht vorgeschrieben worden, nach welchen Gesichtspunkten sie sich einen Familiennamen auszuwählen haben. Sie können sich also frei entscheiden, ob sie ihren Familiennamen nach einem Ort oder nach dem Beruf, den sie ausüben, erwählen wollen. Das sind nämlich die beiden Hauptquellen unserer Familiennamen überhaupt. Die deutsche Familienforschung hat auf diesem Gebiet geradezu vorbildliche Aufstellungsarbeit geleistet. Bis auf ganz wenige Ausnahmen ist heute die Herkunft aller deutscher Familiennamen geklärt, wobei es nicht uninter-

essant ist, daß an der Nordseeküste erst im 19. Jahrhundert die letzten Familiennamen entstanden sind. Einzelne Namen lassen sich bis ins 12. Jahrhundert zurückverfolgen. Vielfach sind auch Ehrennamen und Spitznamen zum Anlaß der Annahme und Weiterbildung von Familiennamen geworden. Ein weiterer Akt ist im Mittelalter angelegt worden, als es zur Zeit des Humanismus üblich geworden war, daß die Gelehrten ihre Namen ins Lateinische oder Griechische überetzten. Durch Spracherschleifung sind dann Namen entstanden, die gegenwärtig fast das Gegenteil von der ursprünglichen Bedeutung bezeugen. Die willkürlich gebildeten Namen stammen zumeist aus Oesterreich, wo zur Zeit Joseph des Zweiten den Juden gegen eine Taxe ein Familiennamen verliehen wurde. Zahlten sie gut, erhielten sie normale Namen, zahlten sie wenig, erhielten sie jene lächerlichen Namen, die auch heute noch in den Witzblättern als typisch auftauchen.

Von diesen Lächerlichkeiten werden die Türken verschont bleiben. Vielleicht wird das Beispiel der Beamten vorbildlich sein für die Namensannahme unter der nichtbeamteten Bevölkerung. Im übrigen sind die türkischen Behörden angewiesen worden, den Hilfsbehörden Vorschläge über neue Familiennamen zu machen, doch darf kein Türke gezwungen werden, einen Namen anzunehmen, der ihm nicht behagt. Bis zum Jahre 1940 spätestens wird dann jeder Türke ordnungsgemäß seinen Vornamen und Zunamen tragen. Die Namen der Frauen richten sich ebenfalls nach den in Europa herrschenden Gepflogenheiten.



Kauf deutsches Porzellan!

Die deutsche Porzellanindustrie hat in der zurückliegenden Zeit ebenfalls unter der wirtschaftlichen Krise stark gelitten. Nur langsam hat sie sich inzwischen erholen können. Daher sollte jeder beim Porzellanekauf sich davon überzeugen, daß es sich um deutsches Erzeugnis handelt. Auf welcher Höhe die deutsche Porzellanindustrie steht, beweist die im Bilde wiedergegebene Bürgermeisterkette aus Porzellan, die in Selb (bayerische Ostmark) hergestellt wurde.

Deutsche Technik im Ausland „gefragt“

Es ist höchst erfreulich, daß sich die deutsche Technik im Ausland und bis weit nach Fern-Ost immer mehr Boden erobert!

Schon vor Jahr und Tag ist das Shannon-Kraftwerk in Irland bei Ardacrusha durch deutschen Fleiß geschaffen worden. Das „Grüne Irin“ besitzt so gut wie keine Bodenschätze, und so muß dort die weiße Kohle — das Wasser — die schwarze ersetzen. Das Wort „Ardacrusha“ ist irisch; die Iren in West-Irland, die Gäl in Nord-Schottland und die Walliser im westlichen England sind keine Engländer; sie gehören aber auch zu den Ariern. Das Shannonwerk hat sich trefflich bewährt und allen gestellten Anforderungen glänzend entsprochen. Man hat es darum neuerdings noch weiter ausgebaut, weil sich noch mehr lebendige Kraft aus dem Hauptfluß Irlands herausholen läßt, der fast in seiner ganzen Länge schiffbar ist.

Kürzlich hat Japan in Berlin eine großzügige Bestellung für die Fushun-Gruben in dem jungen Reiche Mandschukuo gemacht. Es handelt sich dabei um die größte Fördermaschine der Welt. Es soll nämlich die Stundensleistung der Förderanlage im ersten Ausbau 650 Tonnen bei einem Fahrweg von 382 Meter betragen, und im zweiten Ausbau 560 Tonnen bei einem Fahrweg von 782 Meter. Schon jetzt wird geplant, in etwa zwei Jahren eine zweite Fördermaschine in gigantischem Ausmaß aufzustellen.

Auch in der Türkei regt sich jetzt das Bestreben, wichtige Verbrauchsgüter möglichst im eigenen Lande zu erzeugen. In der Nähe des betrieblichen Oertchens Smyt soll darum eine Papierfabrik errichtet werden, die etwa die Hälfte des Landesbedarfs zu decken vermag. Der Auftrag für die maschinelle Einrichtung ist einer württembergischen Firma in Auftrag gegeben worden, der für den elektrischen Teil und die Lieferung der Dampfturbinen einer preußischen. Man rechnet damit, daß diese türkische Papierfabrik schon Mitte 1935 in Betrieb kommen wird, was sich bei flotter deutscher Arbeit sicher erreichen läßt.

Außerdem sind in Deutschland bemerkenswerte Aufträge für Ost-Asien erteilt worden. So wird die Stadt Canton eine neue Dampfzentrale bekommen, und dafür werden zunächst zwei Turbinen von je 15 000 Kilowatt gebraucht. — Ferner soll eine Dampfturbogruppe von ebenfalls 15 000 Kilowatt für die Zentrale Feking der „Chinese Charterd Electric Light and Power Co.“ aus Deutschland geliefert werden. Es ist der deutschen Industrie zu wünschen, daß sie derartige Aufträge auch weiter in steigendem Umfange hereinholen kann.

Württemberg

Reichsbahn und Straßenbahn gehen zusammen Einführung von Ser-Karten im Gemeinschaftsverkehr Reichsbahn-Straßenbahnen

Das Städt. Nachrichtenamt teilt mit: Das große Ziel der Ausföderung der Großstadt kann nur dann erreicht werden, wenn alle Verkehrsmittel zusammenwirken, den Verkehr von den Wohngebieten nach der Großstadt zu fördern. In dieser Absicht hat die Reichsbahn die Strecken Böttingen—Tübingen und

Eßlingen—Stuttgart—Ludwigsburg elektrifiziert und die Zahl der Züge ganz erheblich vermehrt. Die Stuttgarter Straßenbahnen ihrerseits haben die Silberbahn und die Straßenbahn Feuerbach—Weilimdorf—Gerlingen erworben und in ihr bisheriges Netz eingegliedert. Damit ist die Entwicklung des Groß-Stuttgarter Nahverkehrs auf eine gesunde Grundlage gestellt. Was bisher noch fehlte, war die tarifliche Zusammenarbeit der beiden Verkehrsunternehmen. Diesen Gedanken hat die Stuttgarter Stadtverwaltung energisch aufgegriffen. Dabei sind die großen Schwierigkeiten, die einer solchen Tarifgemeinschaft zwischen Reichsbahn und Straßenbahn infolge der grundsätzlichen Verschiedenheiten der jeweiligen Tarife entgegenstehen, hinreichend zum Ausdruck gebracht worden. Mit großem Verständnis haben sich Reichsbahn und Straßenbahn dieser schwierigen Aufgabe unterzogen. Wenn nun am 1. Dezember ds. Js der erste Versuch mit der Ausgabe durchgehender Fahrtausweise gemacht wird, so dürfte der Wille der Reichsbahn und der Straßenbahn auf verständnisvolle Zusammenarbeit im Interesse der Förderung des Groß-Stuttgarter Nahverkehrs allseits anerkannt werden.

In der Absicht, dem Reisenden die Straßenbahnfahrt von und nach seiner Behausung im Anschluß an eine Fahrt mit der Reichsbahn möglichst bequem zu machen, werden mit Gültigkeit ab 1. Dezember versuchsweise Ser-Karten für den Uebergang von der Reichsbahn auf die Stuttgarter Straßenbahn und umgekehrt ausgegeben. Sie bieten den Vorteil, daß der Uebergang von einem anderen Verkehrsmittel möglich ist, ohne daß ein neuer Fahrtausweis gelöst werden muß. Daneben bieten die Ser-Karten aber noch besondere Vergünstigungen. Für die Reichsbahnstrecke enthalten sie eine Ermäßigung von mindestens 20 Prozent gegenüber dem gewöhnlichen Fahrpreis. Die Vergünstigung auf der Straßenbahn liegt in der Gültigkeit über 5—6 Teilstrecken bei einem Fahrpreisanteil von 15 Pfennig. Die Ser-Karten gelten von jedem beliebigen Tag an und für einen Monat. Mit ihnen kann die Reise auf der Reichsbahn oder auf den Straßenbahnen angetreten werden. Erfolgt der Eintritt auf der Reichsbahn, so soll die Fahrt auf der Straßenbahn vom Uebergangspunkt Stuttgart-Hauptbahnhof fortgesetzt werden. Umgekehrt soll bei Reiseantritt auf den Straßenbahnen die Fahrt von Stuttgart-Hauptbahnhof mit der Reichsbahn ohne Unterbrechung erfolgen. Die Ser-Karten bestehen aus zwei Teilsfahrtscheinen, einem Reichsbahn- und einem Straßenbahnsfahrtschein. Beide müssen jedoch als ein durchgehender Fahrtausweis, der vor Benützung des nächstfolgenden Fahrtscheines abgefahren sein muß, angelesen werden, andernfalls der verbleibende Teilsfahrtschein abgenommen wird. Ser-Karten werden auf fast allen Bahnhöfen ausgegeben, die 10er-Karten führen. Sie sind außerdem im Verwaltungsgebäude der Stuttgarter Straßenbahnen, Friedrichstraße 55, sowie bei verschiedenen Teilsfahrtscheinstellen der Stuttgarter Straßenbahnen und im Stuttgarter Hauptbahnhof erhältlich. Die Vorteile der neuen Ser-Karten werden am besten an einem Beispiel gezeigt: Wer z. B. von Ludwigsburg öfters nach der Geroltsruhe fährt und in Zukunft eine Ser-Karte benützt, hat außer der Annehmlichkeit, daß er statt 16 Einzel-Fahrtscheinen nur noch ein Fahrkartenbündel kaufen muß, einen erheblichen geldlichen Vorteil. Die gewöhnliche Fahrkarte Ludwigsburg—Stuttgart-Hauptbahnhof kostet 60 Pfennig, die anschließende Straßenbahnfahrt zur Geroltsruhe 20 Pfennig, zusammen 80 Pfennig. Für acht Karten ergibt sich eine Ausgabe von 640 RM. Demgegenüber kostet eine Ser-Karte für den gleichen Geltungsbereich 4,80 RM, also 1,60 RM weniger. Gegenüber den 10er-Karten der Reichsbahn bieten die Ser-Karten weiterhin noch den Vorteil, daß im Monat nur acht Mal gefahren werden muß. Eine 10er-Karte Ludwigsburg—Stuttgart-Hauptbahnhof kostet z. B. 4,50 RM, 10 Straßenbahnfahrten Stuttgart-Hauptbahnhof—Geroltsruhe 2 RM, zusammen 6,50 RM. Die einmalige Fahrt kostet also 65 Pfennig, acht Fahrten also 5,20 RM. Unter Benützung der neuen Ser-Karten für den Uebergangverkehr können gegenüber bisher 40 Pfennig gespart werden. Die neue Einrichtung stellt einen Versuch dar.

Ämtliche Dienstnachrichten

Ernannt: Je auf eine Lehrstelle an der kath. Volksschule in Berg D. A. Ehingen den Hauptlehrer H. Eßlinger in Stillau D. A. Ellwangen, Böhmenland D. A. Weisingen den Hauptlehrer Staffer in Orienhausen D. A. Laupheim, Buch D. A. Ellwangen den Hauptlehrer A. B. recht in Kleinfachsen D. A. Keresheim, Dürmentingen D. A. Kieblingen den Lehrer Adolf Schmid in Stuttgart-Hofen, Ehingen D. A. Balingen den Hauptlehrer D. Ingler in Friedberg D. A. Saulgau, Ellwangen a. N. den Oberlehrer Josef W. erz in Igersheim D. A. Wergentheim, Gmünd den Lehrer Josef K. lozenbücher d. d. elsb. Hornhöfen D. A. Ravensburg den Lehrer Emil L. engerer in Unterdischingen D. A. Balingen, Hallfingen D. A. Kottendorf den Lehrer Wilhelm D. ierberger in Seebronn D. A. Kottendorf, Jagtzell D. A. Ellwangen den Hauptlehrer K. aisch in Heuchlingen D. A. Aalen, Ravensburg den Hauptlehrer M. öhle in Urtenhofen D. A. Saulgau, Rechenhausen D. A. Göttingen den Stellvertreter Dr. Paul P. reis in Kedarium, Schramberg D. A. Oberndorf den Hauptlehrer H. ermann in Jepsenhan D. A. Kottweil, Schuffenried D. A. Waldsee den Lehrer Wilsons K. aiser in Herlshofen D. A. Reutlingen, Stetten D. A. Ehingen den Lehrer Hermann W. eber in Günzlingen D. A. Saulgau, Reichenbach D. A. Kedarium, den Hauptlehrer B. eckle in Ehingen D. A. Oberndorf, Tiefenbach D. A. Kieblingen den Lehrer Sebastian H. aug in Schuffenried D. A. Waldsee, Wasseralfingen D. A. Aalen den Hauptlehrer W. eber in Untertalheim D. A. Nagold, Wehingen D. A. Spanglingen den Hilfslehrer Anton O. hns in Heilbronn, Wendelsheim D. A. Kottendorf den Hauptlehrer W. eber in Erdstetten D. A. Mönningen, Winterstettendorf D. A. Waldsee den Hauptlehrer B. loching in Göttingen D. A. Kottweil, die Krankenpflegerin Paula G. r. o. s. m. a. n. n in Stuttgart zur Oberpflegerin bei der Heilanstalt Wintental, Verwaltungsinspektor Oskar S. ch. m. i. d. bei der Versorgungsanstalt Bad Wergentheim zum Verwaltungsoberinspektor.

— Stand der wichtigeren Tierleihen in Württemberg. Nach einer Zusammenstellung des Statistischen Landesamts waren am 15. November 1934 verbreitet: der Milzbrand in 4 Oberämtern mit 4 Gemeinden und 4 Gehöften, die Faulbrut der Bienen in 4 Oberämtern mit 5 Gemeinden und 9 Gehöften, die Maul- und Klauenseuche in 1 Oberamt mit 1 Gemeinde und 1 Gehöft, die Schweinepest in 1 Oberamt mit 1 Gemeinde und 1 Gehöft, die Rinderpest in 3 Oberämtern mit 3 Gemeinden und 5 Gehöften, die Rospfrankheit der Pferde in 4 Oberämtern mit 5 Gemeinden und 5 Gehöften, die anstehende Blutarmut der Pferde in 38 Oberämtern mit 95 Gemeinden und 109 Gehöften, die Gefäßgicht in 2 Oberämtern mit 3 Gemeinden und 7 Gehöften.

— Das Doppelschloß bei Zugrindern ist Tierquälerei. Ein Erlass des württ. Innenministeriums über die Verwendung des Doppelschloßes bei Zugrindern besagt: Die Verwendung des Doppelschloßes, bei dem man je nach der Anführung das Stinndoppelschloß, das Genick und Widerrißdoppelschloß unterscheidet, wird für Zugrinder dadurch zu einer Quälerei, daß die beiden Tiere durch das Joch fest miteinander verbunden sind und infolgedessen sich nicht wenden oder Insekten abwehren können und alle Stöße des Fuhrwerks mit dem Kopf und dem Nacken auffangen müssen. Die Quälerei erhöht sich bei ungleich großen, zu gemeinsamer Arbeit zusammengespannten Tieren. Da diese Art der Anspannung leicht durch eine andere ersetzt werden kann, ist die Verwendung des Doppelschloßes als unnötige Tierquälerei zu be-

zeichnen. Für den Fall, daß die Verwendung des Doppelschloß noch irgendwo üblich ist, wird darauf hingewiesen, daß sie als unnütze Tierquälerei unter die Verbotsbestimmungen des Paragraph 1 des Tierchutzgesetzes vom 24. November 1933 fällt. Bei Zuwiderhandlungen gegen das Verbot, über das die Tierbesitzer aufzuklären sind, ist gemäß den Strafbestimmungen des Tierchutzgesetzes einzuschreiten.

Aus dem Gerichtssaal

Zwei Heiratschwindler verurteilt

Stuttgart, 29. Nov. Vor dem Schöffengericht hatten sich einander zwei Heiratschwindler zu verantworten. Der erste, der 27 Jahre alte und schon häufig vorbestrafte Erich Nachmann aus Ulm, hatte einer Hausangestellten, die er in Bad Cannstatt beim Baden kennengelernt hatte, die Ehe versprochen, obwohl er verheiratet war, sie um 45 Mark betrogen, ihr 50 Mark aus dem Koffer gestohlen und außerdem von ihrer Schwester eine Mandoline erschwindelt, die er alsbald veräußerte. Er wurde zu einem Jahr und zwei Monaten Gefängnis verurteilt. Die zweite Angeklagte war der 25jährige ledige Oskar Weich aus Straßburg, der im April dieses Jahres in Ludwigsburg eine Liebschaft mit einer 22jährigen Bedienung aus Feuerbach angeknüpft und ihr nach und nach ihre gesamten, in drei Jahren gemachten Ersparnisse im Betrag von 900 Mark abgenommen hatte. Er war mit seiner Freundin in einem billigen Auto ohne Führerschein im Land herumgefahren und hatte dabei den nur teilweise bezahlten Wagen so zugerichtet, daß dieser nur noch als Schrott verwertet werden konnte und die Verkaufsfirma um 170 Mark geschädigt war. Außerdem hatte der Angeklagte 100 Mark unterschlagen, die er für einen Ludwigsburger Drucker in Feuerbach einliefert hatte, und nicht weniger als 12 Ludwigsburger Geschäftsleute um Waren, Benzin, Öl, Reparaturkosten und anderes im Gesamtbetrag von etwa 450 Mark betrogen. Der Angeklagte, der seit Kindheit gelähmt ist und an zwei Stellen geht, dieses Gebrechen aber auf einen „Autounfall“ zurückführt, der ihm angeblich eine „Abfindung“ von 7000 Mark einbringen sollte, wurde zu einer Gesamtstrafe von zweieinhalb Jahren Gefängnis verurteilt. Der Staatsanwalt hatte dreieinhalb Jahre Zuchthaus beantragt.

Urteil im Staader Sprengstoff-Prozess

St. Gallen, 29. Nov. Im Staader Sprengstoff-Prozess wurde am Mittwoch das Urteil verkündet. Alle Angeklagten wurden für schuldig erklärt und der Tatbestand des Komplotts als erwiesen erachtet. Es wurden verurteilt: Ferdinand Collin in Abwesenheit zu drei Jahren Zuchthaus und lebenslänglicher Landesverweisung, Eugen Köhbe in Abwesenheit zu zwei Jahren Zuchthaus und lebenslänglicher Landesverweisung, Karl Wirth in Abwesenheit zu 14 Monaten Zuchthaus und 10 Jahren Landesverweisung, und die Angeklagten Jakob Matt, Wilhelm Hämmerle und Anton Kalb zu je 14 Monaten Zuchthaus unter Anrechnung von vier Monaten Untersuchungshaft und zehn Jahren Landesverweisung.

Kranke Weine

Es ist keine erfreuliche Aufgabe, von kranken Weinen zu sprechen. Der Wein als der Freudenbringer des Lebens sollte gepriesen und besungen werden, denn Wein und Freude gehören nun einmal von altersher zusammen. Und wenn er grüngolden im Glase glänzt und mit seiner Blume die Sinne umschmeichelt, wer sollte dann nicht den Wein als die köstlichste der Gottesgaben pfeifen! Aber der Weindoktor kennt auch die andere Seite. Er weiß um die Kette des Wingers und steht im Wein nicht nur den Sorgenbrecher, als der er dem trinkfreudigen Zecher erscheint, sondern oft nur das Sorgenkind des geplagten Kellermeisters. Er weiß, daß auch der Wein seine Fehler und Krankheiten hat, und daß es zuweilen schwer ist, ihn von solchen Leiden zu heilen. Denn da ist guter Rat oft teuer. Der Wein ist ein sehr empfindlicher Patient und verträgt keine scharfen Mittel und Kuren. Leicht fällt er wieder um und alles Verbessern und Schönen bleibt dann ohne Erfolg. Ein wirklich kranker Wein ist zumeist ein hoffnungsloser Fall.

Der Herbst 1934 hat uns leider solche Fälle in übergroßer Zahl gebracht. Es war zu heiß während der Lese und die Gärung setzte zu schnell und zu stürmisch ein. In den warmen Kellern entwickelten sich neben der Hefe auch Bakterien aller Art. Hier wurde der Keim gelegt zu den zahllosen Erkrankungen, die im Laufe der letzten Wochen zum Vorschein gekommen sind und die manches Wingers Herz mit Sorge und Enttäuschung erfüllen.

Bei gutem Rate folgend keine Moße vor der Gärung schwefelte, wer gleich nach der Gärung die Fässer auffüllte und den Abfüll rechtzeitig vornahm, der weiß freilich nichts von diesen Sorgen und Kitten. Der freut sich heute über seinen gesunden, sauberen Wein und lobt den Jahrgang 1934, daß er alles gehalten habe, was er versprochen.

Anders sieht es dort aus, wo man aus Vergeßlichkeit oder aus falscher Ueberlegung das Schwefeln der noch süßen Moße veräußerte, wo man den Keller warm hielt und die Hefe auführte, um die „Nachgärung“ zu beschleunigen. Dort hat man alles getan, was der Vernunft und der kellerwirtschaftlichen Erkenntnis entgegenstand. Man hat die Krankheiten gefördert, statt sie zu bekämpfen, das Verderben beschleunigt, statt es aufzuhalten.

Heute ist da kaum noch zu helfen. Die Weine zeigen fast durchweg den sogenannten Milchsäurekies, eine Krankheit, die bei uns selten ist, zu deren Entstehung aber die Säurearmut der 1934er Weine und die hohe Gärtemperatur alle Vorbedingungen schuf. Soweit sich nicht neben oder aus dem Milchsäurekies schon ein Efigstich entwickelt hat, kann durch starke Schwefelung mit 12 bis 15 Gramm Kaliumpyrosulfit pro Hektoliter, durch Filtration und durch sehr kühle Lagerung dem weiteren Verderben noch vorgebeugt werden. In den meisten Fällen zeigen aber die Rostprobe und die chemische Untersuchung übereinstimmend, daß schon größere Mengen flüchtiger Säuren vorhanden sind, daß also die Erkrankung bereits in ihr letztes Stadium eingetreten ist und die Weine durch Efigstich rasch verderben.

Vertauslich sind solche Weine nicht mehr. Sie gelten als verdorben im Sinne des Lebensmittelgesetzes und dürfen nicht mehr in Verkehr gebracht werden. Da es sich oft um erhebliche Mengen handelt, ist kaum eine Möglichkeit gegeben, sie im Haushalt des Wingers zu verbrauchen. Auch die Efigfabriken lehnen Weine ab, die neben flüchtigen Säuren noch andere unsaubere Geschmacksstoffe enthalten, und den gleichen Schwierigkeiten begegnen man bei der Abfüll, die Weine zu brennen. Es wird also sehr schwer sein, Mittel und Wege zu finden, wie die verdorbenen Weine noch verwertet werden können.

Buntes Allerlei

Wo scheint die meiste Sonne?

Der Ort Calama in Chile kann den Ruhm für sich in Anspruch nehmen, den meisten Sonnenschein vor allen anderen Städten und Ortschaften auf der ganzen Welt im Jahre zu bekommen. Calama liegt unter 22 Grad nördlicher Breite. In

manchen Jahren gibt es dort keinen einzigen Tag, an dem der Himmel von Wolken bedeckt ist. Nunmehr hat man dort eine Sonnenwarte errichtet, um hier am wolkenärmsten Ort der Welt die Strahlungen zu studieren.

51 Bräute auf die Haut tätowiert

Ueber Geschmäcker kann man nicht streiten. Auch bei Berücksichtigung dieser Auffassung wird man den Geschmack eines Matrosen, der vor einiger Zeit in das Krankenhaus in Port Said eingeliefert wurde, noch absonderlich finden, der sich die Konters seiner beträchtlichen Anzahl von Geliebten unauslöschlich in die Haut seines ganzen Körpers verewigen ließ. Dieser Don Juan des Meeres ist vom Kopf bis zu den Fehen mit nicht weniger als 51 Tätowierungen der Frauen verschiedenster Rassen „geschmückt“. In seinem Bildlexikon befinden sich 7 Chinesinnen, 4 Japanerinnen, 4 Frauen aus Honolulu, 3 Schöne aus Madras in Indien, 4 Mädchen von Manila, 2 Bräute aus Madagaskar, eine Dänin, zwei feurige Russinnen, 1 Schöne aus Brasilien, 2 klassische Griechinnen und 4 dunkeläugige Polinnen. Den größten Prozentsatz stellen, da der Matrose slowakischer Staatsangehörigkeit ist, begreiflicherweise die Schönen seines Heimatlandes, denen er sich jeweils nach seiner Reise erneut zugewandt hat. Da der Liebeswütige erst 39 Jahre alt ist und wahrscheinlich seine Karriere als Herzensbrecher noch nicht abgeschlossen hat, bleibt nur noch die Frage, wo er für die späteren Bilder den Platz hernehmen will.

Die neueste Modetorheit: leuchtende Damenschuhe

Einen ganz neuen Schlagler bringt eine Schuhfabrik in Philadelphia auf den Markt: Damenschuhe aus Leder, das mit einer „radiumhaltigen“ Masse imprägniert ist, werden angeboten. In den ausgesandten Prospekten wird behauptet, daß diese Schuhe bei Tag ganz normal wirken, bei Eintritt der Dunkelheit aber zu leuchten beginnen. Für die verschiedenen Stimmungen werden dabei wundervolle Nuancierungen im Farbton angepriesen: Zartrosa, laustes Grün, schmeichelndes Violett, Opalblau, knalliges Rot usw. Nun haben wenigstens auch sonst unbekannte Größen endlich Gelegenheit, ihr Licht leuchten zu lassen.

„Drei Tage Mittelarrest“

Zu einem humorvollen Zwischenfall kam es bei der Planung des in einem Orte im badischen Oberland im kommenden Frühjahr zur Erstellung gelangenden Ehrenmals. Der betreffende Künstler stellte auf seiner Zeichnung einen Krieger mit Gewehr bei Fuß dar, wobei die Hand des Soldaten auf dem Gewehrlauf ruht. Der überprüfende Beamte schickte nun die Zeichnung mit dem Vermerk: „Drei Tage Mittelarrest wegen unerlaubter Haltung des Gewehrs“ an den scheinbar an der militärlosen Zeit leidenden Künstler zurück.



Beim Eispringen auf dem Zugspitzplatt erreichte der norwegische Olympiasieger Birger Ruud mit 35 Meter gestandenem Sprung die beste Leistung.

Anekdoten und Schnurren

Der englische Dichter Scott wollte eines Tages einem Bettler ein Almosen geben, merkte aber, daß er kein Kleingeld bei sich hatte. Er gab ihm deshalb einen Schilling und sagte: „Danon schenke ich Dir die Hälfte; vergiß nicht, daß Du mir also noch sechs Pence schuldig bist.“ Der gerissene Bettler erwiderte ihm: „Ich danke Euer Gnaden. Möchten Sie so lange leben, bis ich sie bezahle.“

Lessing war kein Tabakfreund, er schnupfte nie und rauchte nur, um seinen Gästen die Freude nicht zu verderben. Und auch dann nur „kalte“. Als sich einst Lessing seinem Freunde Gleim zu Gefallen wieder als „Kalkraucher“ betätigte, und einige Anwesende sich darüber belustigten, sagte er: „Während meiner Mannesjahre habe ich niemals geraucht, meine Herrschaften, nur einige Male auf der Schule, aber nur deshalb, weil es so streng verboten war.“

Werner Krauß, der bekannte Berliner Schauspieler, spielte einmal Richard den Dritten. Das Publikum war begeistert und folgte gespannt seinem Spiel. Doch an der berühmten Stelle: „Ein Pferd ein Pferd, ein Königreich für ein Pferd!“ konnte ein Frechling sich nicht verheuen, von der Galerie herunterzurufen: „Tut's nicht auch ein Esel?“ Krauß, der seine Ruhe nicht verlor, unterbrach das Spiel, trat an die Rampe und rief dem Zwischenrufer zu: „Kommen Sie ruhig auf die Bühne, mein Herr!“

Der Marschall und sein Piepenmeister

Der Marschall Vorwärts war ein leidenschaftlicher Pfeifenraucher. Er besaß eine große Auswahl langer Tonpfeifen, die sein Piepenmeister Christian Hennemann in Ordnung halten mußte.

Am Morgen der Schlacht von Belle-Alliance hält Blücher auf einem Hügel, neben ihm stopft Hennemann eine frische Pfeife. Als er sie dem Marschall überreicht, schlägt dieht neben ihnen eine Kanonentugel ein, Erde und Kies wirbelnd empor, Blüchers Pfeife zerbricht in Stücke.

„Pfeife!“ schreit Blücher zornig, „Id will Euch strehen, den ollen Blücher de Piep vor't Maul wegstocheete! Hennemann, stop mich ne neue Piep, brenn se mich an und warte uff mir!“ Und schon steigt sein Säbel aus der Scheide, im Galopp sprengt er zu seinen Truppen.

Es wird ein heißer Tag. Bis in die Nacht hinein dauert das Ringen. Um 11 Uhr abends reitet Blücher mit Wellington über das Schlachtfeld. Sie kommen zu dem Hügel, auf dem Blücher morgens gehalten, und erblicken einen preußischen Landsturmann, an einen Baum gelehnt, eine blutige Wunde um die Stirn. Aus dem Munde des Soldaten aber ragt eine lange, qualmende Tonpfeife.

„Dat is ja min Krishan!“ ruft Blücher verwundert. „Kerl, wat dußt Du hier?“

Hennemann sieht den Marschall vorwurfsvoll an: „Den ganzen Tag habe ich hier auf Ihnen gewartet, wie Sie mir befohlen haben. Eine Pfeife nach der andern haben die verdammten Franzmänner mir vom Maul weggeschossen. Das ist die letzte.“

Damit reißt er Blücher die brennende Pfeife.

„Armer Krishan“, sagt Blücher, „et ist wahr, id hab' Dir lange warten lassen, aber sieh mal, de verdammigten Kerls wullten huet jo nicht glid loopen!“

Rundfunk

Programm des Reichsenders Stuttgart

Sonntag, 2. Dezember:

- 6.35 Aus Hamburg: Hafenkonzert
- 8.15 Zeitangabe, Nachrichten, Wetterbericht
- 8.25 Nach Frankfurt: Gymnastik (Glucker)
- 8.40 Bauer, hör zu!
- 9.00 Aus Karlsruhe: Evangelische Morgenseier
- 9.45 Altitalienische Musik
- 10.15 Aus Frankfurt: Chorgesang
- 10.45 Nach München: Deutsches Volk — Deutsches Erbe
- 11.30 „Klingendes Wien“
- 12.00 Mittagskonzert
- 13.00 Kleines Kapitel der Zeit
- 13.15 Unterhaltungskonzert
- 14.00 Nach Frankfurt: „Großer Kinderbuntfunk“: „Das Christkind läßt blasen“
- 15.00 Bunte Musik
- 15.45 Stunde des Handels und Handwerks
- 16.00 Aus Köln: Nachmittagskonzert
- 17.30 Russisches Kammerbunt
- 18.00 Funkbericht von der Eröffnungsfeier des Friedrich-List-Archivs in Reutlingen.
- 18.30 Nach Frankfurt: Saarländische Städtebilder: Neunkirchen
- 19.00 Sportbericht
- 19.30 „Die Bohème“
- 21.30 Aus Hamburg: 7. Meisterkonzert des deutschen Rundfunks
- 22.10 Zeitangabe, Nachrichten, Wetter- und Sportbericht
- 22.45 Aus Frankfurt: Tanzmusik
- 24.00 Nach Frankfurt: Nachtmusik.

Wochentags regelmäßig wiederkehrendes Programm

- 6.00 Bauernfunk und Wetterbericht
- 6.10 Choral — Morgenpsalm
- 6.15 Nach Frankfurt: Gymnastik 1 (Glucker)
- 6.45 Zeitangabe, Wetterbericht, Frühmeldungen
- 7.00 Frühkonzert
- 8.30 Aus Stuttgart (nach Frankfurt): Gymnastik 2 (Glucker)
- 8.45 Wetterbericht, Wasserstandsmeldungen
- 10.00 Nachrichten
- 11.15 Funkwerbungs-konzert der Reichspostreklame Stuttgart
- 11.45 Wetterbericht und Bauernfunk
- 13.00 Aus Stuttgart (nach Frankfurt): Zeitangabe, Saardienst
- 13.05 Nachrichten, Wetterbericht
- 20.00 Aus Stuttgart: Nachrichtendienst
- 22.00 Zeitangabe, Nachrichten, Wetter- und Sportbericht

Montag, 3. Dezember:

- 10.15 Nach Berlin: Schulfunk für alle Stufen: Das Deutsche Ausland-Institut
- 10.45 Aus Stuttgart: „Aus alten Tabulaturbüchern“
- 11.00 Lieder von Ottmar Weich
- 12.00 Nach Frankfurt: Mittagskonzert
- 13.15 Nach Frankfurt: Die romantische deutsche Oper
- 15.30 Land um den Bodensee — Mutterland der Kultur
- 16.00 Nachmittagskonzert
- 18.00 Hiltlerjugend-Funk
- 18.30 Gefällige Kleinigkeiten
- 19.00 Musik im deutschen Heim
- 20.10 Aus Frankfurt: Volk und Wirtschaft an der Saar
- 20.30 Aus Karlsruhe: 11:11 — unentschieden
- 21.00 „Winterstürme“
- 22.20 Aus London: Blasmusik
- 23.00 Aus Köln: „Fröhlicher Klang zur nächtlichen Stund“
- 24.00 Aus Frankfurt: Nachtmusik.

Dienstag, 4. Dezember:

- 10.15 Schulfunk — Fremdsprachen
- 10.45 Aus Karlsruhe: Kompositionsstunde Hanni Schoen
- 12.00 Aus Frankfurt: Mittagskonzert
- 13.15 Aus Frankfurt: Mittagskonzert
- 15.30 Kinderstunde: „Wir besuchen das Stuttgarter Künstler-Marionetten-Theater“
- 16.00 Aus Mannheim: Nachmittagskonzert
- 18.00 Französischer Sprachunterricht
- 18.15 Aus Frankfurt: Aus Wirtschaft und Arbeit
- 18.30 Aus Hamburg: Eröffnung der Reichsunfchule der SA in Göttingen
- 19.00 Stuttgart-Mannheim: „Fröhlich Pfalz — Gott erhalt's“
- 20.15 Nationalhymnen
- 21.00 „Wanderer, kommst du nach Bayern...“
- 22.20 Aus Dresden: Wir tanzen weiter
- 24.00 Nach Frankfurt: Nachtmusik.

Mittwoch, 5. Dezember:

- 10.15 Schulfunk — Stufe 2: „Vollmacht Eggert-Lan“
- 10.45 Kleine Stücke für Bioloncello und Klavier
- 11.00 Volklieder
- 12.00 Aus Breslau: Mittagskonzert
- 13.15 Nach Frankfurt: Aus der Kinderstube
- 15.30 Blumenstunde
- 15.45 Tierstunde
- 16.00 Aus Forzhelm: Nachmittagskonzert
- 18.00 Lernt morjen!
- 18.15 „Was sollen die Volksschüler in diesem Jahr bei der Berufswahl bedenken“
- 18.30 „Tanzender Globus“
- 19.00 Aus Hamburg: Blasmusik
- 20.10 Aus Stuttgart: Unsere Saar — Den Weg frei zur Verändigung
- 20.45 Aus München: Stunde der jungen Nation: Die Kultur der Germanen
- 21.10 Konzert
- 22.30 Aus Frankfurt: Tanzmusik
- 24.00 Aus Frankfurt: Nachtmusik.